

# LIEBE LESER\*INNEN,

Sie halten eine ganz besondere ZUGABE! in der Hand: gestaltet von der Jungen Festivalredaktion der 38. Bayerischen Theatertage am ETA Hoffmann Theater Bamberg. Ein zehnköpfiges Team aus jungen unabhängigen Autor\*innen, die während des Festivals in die Theaterwelt eintauchen und einen Blick hinter die Kulissen werfen konnten. Der Rollladen wurde hochgezogen – ratsch! – bei der Eröffnungspremiere und Uraufführung von Theresia Walsers „Kängurus am Pool“ und bereitete den Einstieg in 16 Tage voller beeindruckender Theaterabende. Mit anregenden Gesprächen im Festzelt bei Currywurst oder einer Portion Pommes wurde über das Gesehene diskutiert und Künstler\*innen interviewt. Und der Song aus der „Dreigroschenoper“: „Und der Haifisch, der hat Zähne...“ klingt uns noch immer in den Ohren. Neue Dramatik und bekannte Stoffe gaben sich in diesen Tagen die Hand. Dazu gab es ein ganzes Rahmenprogramm mit Eröffnungsparty, Bergfest, Lesung, Nachgesprächen und Abschlussparty. Bis in die frühen Morgenstunden wurde getanzt und mitgesungen. Das Festival zeugt von der Vielfalt der Bayerischen Theater und damit des Programms der 38. Bayerischen Theatertage. Mit ganz unterschiedlichen persönlichen Perspektiven haben die jungen Autor\*innen über das Festival berichtet, konnten multimediale Berichterstattung ausprobieren und damit experimentieren. Neben klassischen Theaterkritiken sind Audiobeiträge, Fotointerviews, Collagen oder Gedichte entstanden, die die vielen Eindrücke und Erfahrungen unserer Journalist\*innen zeigen.



In dieser ZUGABE! nehmen wir Sie mit und geben einen kleinen Einblick in unsere Arbeit. Alle weiteren Beiträge sind auf unserem Blog zu finden, unter:

[blog.bayerische-theatertage.de](http://blog.bayerische-theatertage.de)

Schauen Sie doch mal vorbei, wir freuen uns!



## RAUS AUS DEN STRUKTUREN!

Schriill, laut und mit ordentlich Spaß bringt der 3. Schauspieljahrgang der Otto-Falkenberg-Schule aus München eine theatrale Bearbeitung von Fassbinders Film „Die dritte Generation“ auf die Bühne. Dabei stellen die Absolvent\*innen die Strukturen unseres Zusammenlebens gehörig auf den Kopf.

Alle zehn Schauspieler\*innen des 3. Jahrgangs stehen auf der Bühne. Kein Licht. Nur neon-pink leuchtende Augen. Die Choreografie erinnert an Michael Jacksons Musikvideo zu „Thriller“: schnelle, rhythmische Bewegungen, dazu angestrenktes Stöhnen und lautes Atmen. Das Licht geht aus, der Chorus von „Thriller“ erklingt, das Publikum applaudiert. Vorbei ist ein Abend, dessen knallige Bilder im Kopf bleiben. Die Inszenierung von Charlotte Sprenger spielt mit dekonstruierenden und komischen Elementen, übt sich im totalen Chaos.

Schon der erste Blick aufs Bühnenbild von Aleksandra Pavlović macht deutlich: hier geht's um Generation Z. Hellblauer Boden, hellblaue Vorhänge an den Bühnenseiten. Im Hintergrund prangt ein Bild von Billy Eilish mit dunkelblauen Haaren und traurigem Blick. Drei weiße, dicke Matratzen füllen die Bühne, darauf liegen große goldene Blumen aus Samt.

In der ersten Hälfte erinnern die Schauspieler\*innen an eine Gruppe Jugendlicher. Einheitlich gekleidet in hellbraune, knielange Hosen und gleichfarbige T-Shirts mit glitzerndem Ufo darauf. Abwechselnd, bruchstückhaft erzählen sie von ihren Geschichten und Problemen. Susanne, die zwei Brüder gleichzeitig liebt, Petra, die von ihrem Ehemann geschlagen wird, Ilse, der drogenabhängig ist und den eigentlich niemand mehr dabei haben möchte.

Verwirrung ist das Stichwort dieser Inszenierung. Handlung und Logik rücken in den Hintergrund. Mit ihren ausladenden Bewegungen, überzeichneten Gesten und ihrem affektierten Sprechen wirkt die Szene wie aus einer anderen Welt. Paul taucht auf



Er, der anscheinend schon von allen erwartet wurde, wird nun Teil der Gruppe. Und nimmt sich was er möchte: Hilde. Aus einer Vergewaltigung wird durch Überzeichnung der Bewegungen ein fast lächerliches Moment. Poetische, gesellschaftskritische Überlegungen werden mit einer Kinderstimme imitiert. Musik unterbricht die Dialoge und endet dann wieder abrupt. Das, was hier auf der Bühne zu sehen ist, ist kaum zu greifen. Die bruchstückhaften Szenen machen es schwer, zu folgen.

Billy Eilish weint. Blut rinnt aus ihren Augen und tropft auf den Boden. Eine\*r der Schauspieler\*innen versucht das Blut aufzuwischen und verwischt es doch nur. Und wir scheinen in einer neuen Welt zu sein, jetzt tragen die Schauspieler\*innen bunte, unterschiedliche Klamotten im Stil der 1970er Jahre und andere Namen. Plötzlich eine Hausdurchsuchung. Ein Polizist stürmt herein, schießt um sich, das Licht flackert im Rhythmus der Kugeln. Nur ein Baby und Bernhard, der nie in die Gruppe aufgenommen wurde, überleben. Die Problematik von

Polizeigewalt spitzt sich in einem Dialog zwischen Bernhard und dem Beamten zu. Jetzt wird ganz tief in die Effekte-Kiste gegriffen: Mit einem Laubbläser werden die Protagonist\*innen an die Seitenwände „gepuset“, die Vorhänge werden abgerissen, eine Nebelmaschine kommt zum Einsatz, laute Musik, Stimmen aus dem Off. Geht es hier ums totale Chaos? Oder um das, was passiert, wenn wir versuchen aus den bestehenden Strukturen unserer Gesellschaft auszubrechen?

Die Schauspieler\*innen zeigen, dass sie lieben, was sie hier tun. Eine Begeisterung, die ansteckt und fast schwindelig macht. Nach knapp zwei Stunden ist die Vorstellung zu Ende, langer Applaus für die Schauspielabsolvent\*innen der Münchner Talentschmiede. Schriill, mit viel Humor und einer guten Portion Durcheinander hinterfragt diese Inszenierung die Strukturen unseres Zusammenlebens und stellt sie gehörig auf den Kopf.

Eine Kritik  
von Luisa Mückstein

## IM VERLASSENEN THEATER MIT SEAN CONNERY

Im Gewölbe des ETA Hoffmann Theaters entführt uns das Staatstheater Augsburg mit seiner Inszenierung „14 Vorhänge“ in die virtuelle Realität. Das Transportmittel: Große Brillen mit eingebauten Bildschirmen und ein Set Kopfhörer. In der Regie von André Bucker spielt Klaus Müller einen Monolog des deutschen Schriftstellers Einar Schlee. Der alternde Protagonist, von mehreren Leiden gezeichnet, wandelt durch das entkernte Augsburger Staatstheater und schwelgt in Erinnerungen.

Ich sitze im Gewölbe auf einem bequemen Drehstuhl mit Sitzkissen und frage mich: Wie zum Kuckuck soll denn Theater in der virtuellen Realität funktionieren?

Gemeinsam mit den anderen Besucher\*innen werde ich in die Technik eingeführt. Das Headset am linken unteren Ende der klobigen Brille einstecken und bloß die Finger weg von der rechten Seite – denn damit würde das Spiel von vorn beginnen. Endlich erscheint vor mir ein Bild. Ich kann einen großen Durchgang erkennen, eine Art Fresko zielt die Wand darüber. Meine Ansicht wird Schwarz-Weiß und auf den Kopfhörern nehme ich ein Murmeln wahr. Ich schaue mich um und erkenne einen alten, gut gekleideten Mann, der bedächtig über die verzierten Fliesen einer Eingangshalle wandelt.

Ich bewege mich durch die 360 Grad-Welt, erkenne große Betonsäulen, sehe Bauzäune aus Holz, ein Absperrband. Es macht wirklich Eindruck, im entkernten Augsburger Staatstheater zu stehen, der Bau wirkt auf mich wie ein Geisterhaus. Ab und an huscht der Alte durchs Bild, von einem Durchgang zum nächsten. Mal wie ein gehetzter Tourist, dann bedächtig wie ein in Erinnerungen schwelgender Greis. Es vergeht viel Zeit, bis die Figur beginnt, von sich zu erzählen, und ich erfahre, dass es sich um einen kranken,

arbeitslosen Schauspieler handelt, der da auf der leeren Bühne vor mir steht. Der Mann trägt Bart und Halbglatze – wie Sean Connery. In Faust'scher Manier redet er voller Inbrunst über vergangene, glorreiche Auftritte und krönt sich dabei selbst. Seine Bewegungen und Gesten werden schneller und größer. Der Höhepunkt ist gekommen, als er in seiner Erzählung beim 14. Mal Applaus angelangt ist.

Es folgt ein Abspann und ich nehme die Brille ab, Schweißperlen haben sich auf ihren Gummirändern angesammelt. Ich fühle mich befreit, froh, mich wieder auf meine eigene Sicht verlassen zu können, und zugleich der Fähigkeit beraubt, zwischen verschiedenen Orten hin- und herwechseln zu können.

Zurück bleibt die Erinnerung an die halbe Stunde, die ich in einer ganz neuen Welt verbracht habe. Ich bin fasziniert davon, in Bamberg sitzend, gerade die beeindruckenden Baustellen des entkernten Augsburger Staatstheaters besichtigt zu haben. Eine erfrischende Ergänzung zu den vollen Theaterräumen der ersten Festivaltage.

Ein Erfahrungsbericht  
von Jonas Krüger

# DER TANZ DER WUT

„Kitzeleien – Der Tanz der Wut“ von Andréa Bescond und Eric Métayer verhandelt mit Elementen des Schauspiels und Tanzes die Betroffenheit von sexualisierter Gewalt. Wir haben uns mit der Schauspielerin und Tänzerin Lucca Züchner über Möglichkeiten und Grenzen des tänzerischen Ausdrucks sowie über die Herausforderungen unterhalten, die mit solch einer Arbeit einhergehen.

**Redaktion:** Liebe Lucca, wie kam das Stück zu dir?

**Lucca Züchner:** Oh, das ist eine längere Geschichte. Ich versuche sie knapp zu halten, weil es eine Verkettung von ganz tollen, schönen Zufällen war: 2019 hat mich eine ehemalige Dozentin aus der Studienzeit angefragt, ob ich nicht an einem Stück aus Frankreich mitwirken möchte. Das Stück erfordert ganz viel körperliche, tänzerische Aspekte, aber auch wahnhaft schnelle Wechsel und sie meinte, dass ich das ja so gut könne. Zuerst habe ich gedacht: „Oh, das ist ja ein riesen Paket! Das mach ich mal, wenn ich die Zeit dazu habe.“ Ich war ja mitten im Spielbetrieb. Dann kam die Coronakrise und ich hatte auf einmal sehr viel Zeit. So habe ich 2020 im Frühjahr mit dieser Arbeit begonnen und versucht, mit meinem Partner und dem Regisseur den Monolog aus Frankreich zu einer deutschsprachigen Erstaufführung zu bringen.

Am Anfang war unsere Arbeit an kein Haus angeknüpft und wir mussten uns auf die Suche nach einem Ort begeben, der uns entsprechende Bedingungen zum Arbeiten schafft. Glücklicherweise haben wir die Kulturbühne Spagat aus München gefunden, das einzige Haus, das sich dem Thema annehmen wollte. Generell ist es schwierig, unser Vorhaben zu bewerben. Im ersten Moment ist dann häufig die Reaktion „Ah, Monolog, sexueller Missbrauch, schwieriges Thema“. Dabei bietet die Inszenierung einen recht leichten Zugang und beinhaltet, soweit möglich, auch unterhaltsame Elemente. Nur erwartet man das nicht, da ist erstmal eine Berührungsangst da.

**Glaubst du, dass Tanz und Choreografie einen besonders sensiblen Umgang mit sexualisierter Gewalt ermöglichen?**

**Lucca Züchner:** Ja, das glaube ich. Immer dann, wenn man explizit Handlungen oder Situationen darstellen müsste, weicht die Autorin ganz toll in tänzerische Elemente aus. Denn Tanz ist auch ihre Ausdrucksform. Sie sorgt für eine abstrakte Darstellungsweise, die man nicht innerlich wegdrücken muss, um sich zu schützen. Die Inszenierung enthält gewalttätige und unangenehme Aspekte, wodurch der Zuschauer sehr schnell eine emotionale Distanz herstellt. Doch der Tanz erlaubt es, dass man einfach dabei sein darf, ohne dass man sich so schrecklich betroffen fühlen muss oder sich schämen muss für das, was auf der Bühne passiert.

**Hat sich deine Perspektive auf sexualisierte Gewalt durch diese Arbeit verändert?**

**Lucca Züchner:** Ja, total. Ich bin keine Betroffene, aber jede Frau in meinem Umfeld hat ähnliche, wenn auch abgewandelte Formen von Übergriffen erlebt. Sei es wirklich nur eine Hand auf dem Knie oder mal eben eine Hand ein bisschen zu nah an der Brust beim Umarmen. Wenn dir das passiert, denkst du sofort: Was? Irgendwie ist da was komisch, das ist seltsam. Wir alle kennen diese Form von Verstummung in so einem Moment. Dieses Verstummung hat mir das Stück nochmal besonders vor Augen geführt. Es macht mich nach wie vor völlig perplex, wie es sein kann, dass wir dann auf einmal verstummen, obwohl wir so kraftvolle Menschen sind.

Die Inszenierung trägt ja den Titel „Kitzeleien – der Tanz der Wut“. Die Wut wird ständig in etwas Anderes gepackt, weil diese Enttäuschung da ist, die man in dem einen Moment nicht direkt veräußern kann. Diese Umgangsweise kann ich sehr gut nachvollziehen. Man fragt sich schließlich: Wieso lasse ich das einfach über mich ergehen? Wir möchten den anderen nicht entblößen, obwohl uns selbst Unrecht angetan wird. Und da ist es tatsächlich auch egal, ob es sexualisierte Gewalt oder Rassismus oder andere Formen von Erniedrigung sind, es ist oft das gleiche Prinzip.

**Kann Tanz bei dieser spezifischen thematischen Auseinandersetzung auch an seine Grenzen geraten?**

**Lucca Züchner:** Ja durchaus, die Kombination ist wichtig. Die Choreografie ist ja eingebettet in Szenen mit Dialogen, obwohl es sich eigentlich um einen Monolog handelt, was gar nicht so üblich ist. Es existieren innerhalb der Gedankenwelt der Hauptfigur mehrere Figuren und es findet eine ständige Aushandlung dessen statt, wofür sich der Dialog eignet. Da wo der Dialog allerdings nicht mehr weiterkommt und die Hauptfigur verstummen müsste, kann die Körpersprache übernehmen.

**Mit welchen Herausforderungen sahst du dich konfrontiert?**

**Lucca Züchner:** Kondition. Von der braucht es ganz viel. Es war am Anfang schwierig dieses Tempo herzustellen, ohne außer Atem zu geraten, weil beim Tanzen der Atem immer hochrutscht. Beim Sprechen liegt das Zen-



AUSGEZEICHNET  
MIT DEM  
PUBLIKUMSPREIS

trum aber im Bauch. Das ergänzt sich nicht so gut. Eine Kombination zu finden, sodass man nicht diese heftige Schnappatmung bekommt, ist schon eine Herausforderung. Hierfür musste ich viel trainieren, erstmal nur abschnittsweise. Dann habe ich nach und nach immer mehr Abschnitte zusammenfügen können. Des Weiteren war die textliche Arbeit ziemlich herausfordernd. 46 Seiten Text über anderthalb Stunden. Zudem hat jede Figur einen ganz eigenen Körperausdruck, womit Präzision wahnhaft wichtig ist. Das war bis jetzt die intensivste Arbeit, die ich als Spielerin erleben durfte und es bleibt auch ein fortlaufender Lernprozess. Jeden Abend begegnen einem die Figuren ganz anders.

**Habt ihr vor, die Inszenierung auch an Schulen vorzustellen? Schließlich ist sexualisierte Gewalt ein wichtiges Thema, welches gerade auch in Bildungsinstitutionen mehr thematisiert werden sollte.**

**Lucca Züchner:** Ja, unbedingt. Wir haben „Kitzeleien“ in Bielefeld im Rahmen einer Vormittagsvorstellung aufgeführt. Das Publikum bestand aus Pädagogik-Studierenden, die Interesse daran haben, geschult zu werden, um zu erkennen, welche Menschen vielleicht besondere Aufmerksamkeit bräuchten.

Für mich wäre es ein riesen Geschenk, wenn ich mit Pädagog\*innen zusammenarbeiten dürfte, auch mit Institutionen, die sich mit dem Thema und mit Betroffenen beschäftigen. Etwa mit Initiativen wie „Wildwasser“ oder „Kein Täter werden“, die sich gegen sexualisierte Gewalt einsetzen. Auch Kooperationen mit Schulen fände ich wichtig. Natürlich muss man dann eine sensible Umgangsweise finden, aber es wäre großartig, wenn es Interessierte gäbe, die mit uns zusammenarbeiten wollen. Darum bemühen wir uns!

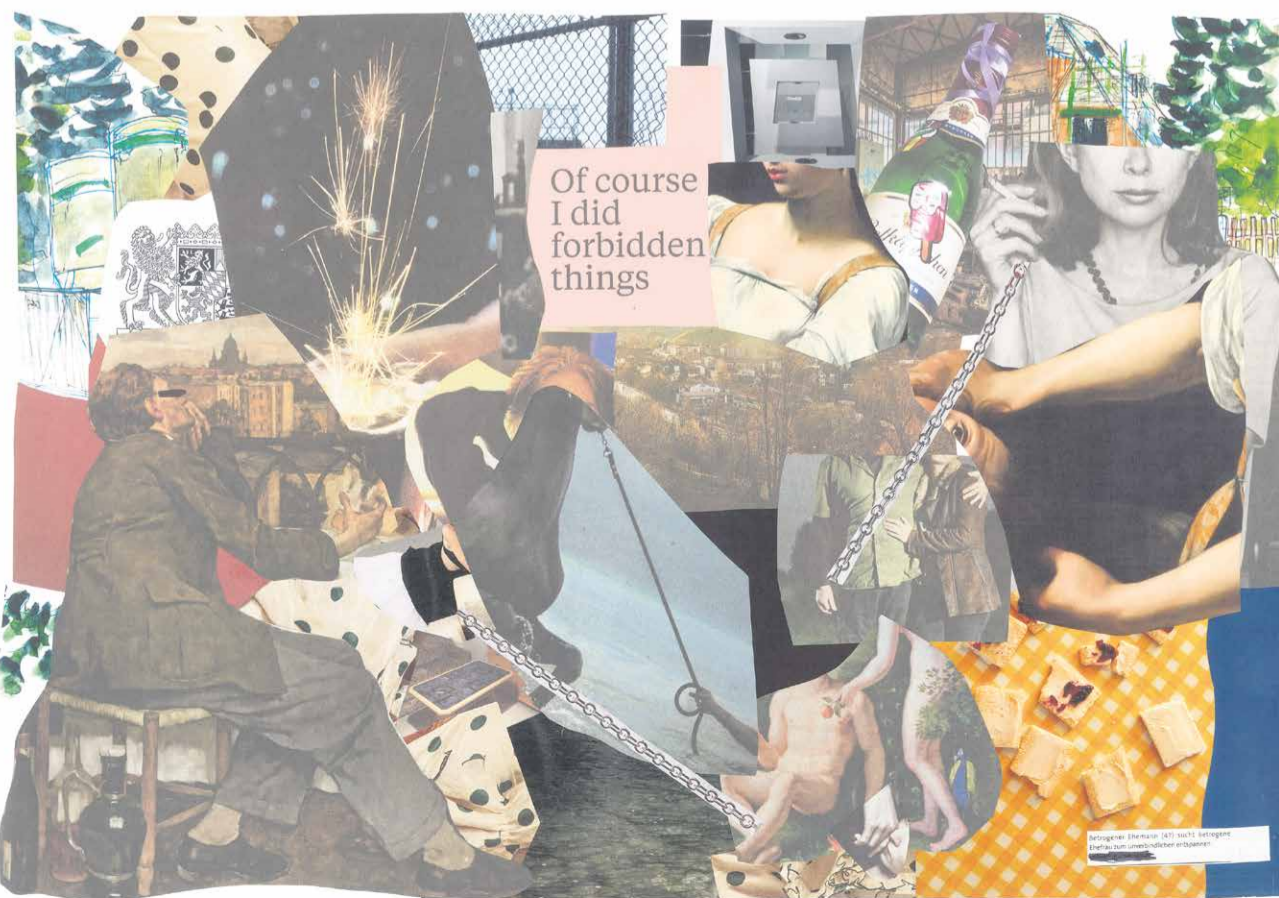
Ein Interview  
von Janina Müller

## IN REICHLICH BELEUCHTETER MASKERADE

Das Landestheater Niederbayern feierte mit seinem Theaterspielfilm „Die Ehe des Herrn Bolwieser“ Weltpremiere im Bamberger Odeon Kino. Der Film zeigt den Niedergang einer Ehe: die anfänglichen Freuden und die Leidenschaft, dann das schleichen-

de Misstrauen und die Hoffnung auf Besserung, schließlich den Betrug und die Katastrophe. Xaver Bolwieser stellt das Schicksal auf die Probe, sagt vor Gericht für seine Frau Hanni falsch aus und muss dafür ins Gefängnis. Große Emotionen? Weit gefehlt, denn

am Ende ist er völlig ausgebrannt. Unsere Autorin Ursula Daehne hat sich vom Film inspirieren lassen und eine Collage erstellt.



© Ursula Daehne



## TERRASSENTALK DER PODCAST DER JUNGEN FESTIVALREDAKTION

In unserem Podcast dreht sich alles um die 38. Bayerischen Theatertage. Von der Terrasse des ETA Hoffmann Theaters berichten wir von verschiedenen Theatervorstellungen, Performances und Konzerten, die wir im Rahmen des Festivals besucht haben.

Neudegger und Ensemble. Wir haben uns beim Publikum umgehört und die Regisseurin selbst zur Produktion befragt.

Zu finden ist der Podcast unter [blog.bayerische-theatertage.de](http://blog.bayerische-theatertage.de)

In einer weiteren Folge widmen wir uns der Produktion „Berührt euch!“, die „sinnlich-ästhetische Aufklärungsshow von Manuela

und über den QR-Code.



© Redaktion

## VOM VERSUCH DES HINEINTAUCHENS

„4.48 Psychose“ ist ein Stück über die psychische und physische Ausnahmesituation einer Depression. Das Metropoltheater München zeigt das fünfte und letzte Stück der Autorin Sarah Kane in einer Inszenierung von Jochen Schölich auf der großen Bühne des ETA Hoffmann Theaters.



© Judith Toth

Sarah Kane ist tot. Umgebracht hat sie sich, 1999. Das erfahre ich 15 Minuten vor Vorstellungsbeginn auf dem Weg zum Theater ganz beiläufig von einem Bekannten. Erhängt hat sich die Autorin, auf der Toilette einer Psychiatrie. „4.48 Psychose“ war ihr letztes Stück. Klar, ich weiß, dass das, was ich gleich sehen werde, kein Unterhaltungsprogramm ist. Es geht um Depression, Suizid, unvorstellbaren Schmerz. Ich habe die Beschreibung des Stückes zwar gelesen, doch jetzt ist mir unwohl zumute. Weil ich nun von der Biografie der Autorin weiß? Weil mich brutale Realität erwartet?

Auf der Bühne steht ein rundes Plastikgebilde, mit einem Eingang an der Seite, wie eine Spirale. In der Mitte ein rundes, sich manchmal drehendes Podest. Die Plexiglasscheiben des Bühnenbilds sind innen verspiegelt, was uns Zuschauer\*innen Einblicke in den Raum gewährt. Den Schauspieler\*innen innerhalb dieses Raums macht es den Ausblick jedoch unmöglich, ihre Spiegelbilder multiplizieren und brechen sich in den Scheiben. Das Spiel beginnt: Die namenlose Protagonistin betritt die Bühne und nach wenigen Sätzen realisiere ich, dass dieses durchsichtige Plastikgebilde sie gefangen hält. Es ist wie ihre Seele, von der sie sich nicht lösen kann, und gleichzeitig ein Krankenzimmer in der Psychiatrie, aus dem sie weder ausbrechen noch hinausblicken kann. Die Depression ist unausweichlich und macht die Protagonistin zum Untersuchungsobjekt, das von außen – von uns und dem Psychiater – begafft werden kann.

„Aber Sie haben doch Freunde?“. Eine Voiceover-Stimme aus dem Off. Doch eine stringente Handlung, bei der eines auf das andere folgt, gibt es hier nicht. „4.48 Psychose“ ist vielmehr ein Moment: Um 4:48 Uhr erlangt die Protagonistin Klarheit. In ihrem sonst vom Wahn beherrschten Leben kann sie ihr Leiden plötzlich bewusst und sortiert artikulieren. In ihrem Sprechen erzeugt sie einen Strudel aus depressiven Gedanken, poetischen Fragmenten und Erinnerungen an Bloßstellungen und Erniedrigungen in der Psychiatrie. Es ist ein wilder, bildreicher Bewusstseinsstrom, ein Gefüge aus Monolog und Dialog, Selbstreflexion und Selbsthass, unerklärlichen Chiffren und lyrischer Sprachkunst. Die Sprache begeistert mich,

hält mich aber ebenso auf Distanz. Während sie da vorne „im kalten, schwarzen Teich“ ihrer Depression ertrinkt, tue ich mich schwerer und schwerer in das Stück einzutauchen. Immer wieder drifte ich ab. Es gelingt mir kaum, mich auf den Text zu konzentrieren. Verstehe ich einfach nicht, was hier abgeht? Geht es überhaupt um ein Verste-

haken, Hölle, Scham, Doktoren, Zermalmen, Ritzen, Sertralin, Lofepramin, Citalopram, 100, 91, 84, 81, 72 ... Die endlos wirkenden Verkettungen von Assoziationen, Bildern und Erinnerungen sind gefärbt vom Schmerz einer unausweichlichen Krankheit. So gerne würde ich in den Bann dieser Sprache gezogen werden, mit der Namenlosen mitfühlen und berührt werden. Stattdessen verwirrt mich, warum der Psychiater plötzlich nackt und in weißblonder Perücke auf dem Podest posiert. Meine Gedanken entgleisen und ich frage mich, ob sie das tun, weil ich mit dem Stück nichts anfangen kann oder ich die bedrückende Thematik nicht zu nah an mich heranlassen will, aus Selbstschutz sozusagen. Noch im Publikumsraum sitzend, zweifle ich an meiner Fähigkeit, morgen etwas über diesen Abend zu schreiben. Ich muss den Stücktext lesen, vielleicht verstehe ich dann?

Nach der Vorstellung sitzen wir auf der Dachterrasse des Theaters und blicken uns ratlos an. Stille. Wo anfangen? Meinen Anspruch, zu verstehen, nachzuempfinden und mich hineinfallen zu lassen, konnte ich nicht erfüllen. Während es langsam dunkel wird und der Regen leise nieselt, teilen wir unsere Gedanken, Deutungen und Fragen miteinander: Was hat es mit der Liebesgeschichte auf sich? War der Psychiater ihre Verbindung zur Außenwelt? Kann und soll man den Schmerz der Figur überhaupt nachvollziehen?

„4.48 Psychose“ bietet Raum, sich für 75 Minuten in die Gedanken eines depressiven Menschen hineinzudrehen – Gedanken, die sonst ein Tabu und hinter verschlossener Tür bleiben. An diesem Abend aber hat mich der Gedankenstrudel leider nicht mitgezogen. Und das ist okay.

Eindrücke von  
Leonard Bürger

## EIN SPIEL DER GEGENSÄTZE

„Oleanna – Ein Machtspiel“ von David Mamets aus dem Jahr 1992 nimmt Themen wie Geschlechterverhältnisse und Machtmissbrauch in den Blick. Axel Sichrovsky inszeniert Mamets Text am Staatstheater Augsburg im Virtual Reality Format.

Ich sitze in einem Raum. In einer prachtvollen, historischen Bibliothek mit deckenhohen Regalen voller antiker Bücher, vier tischgroße Globen vor großen Glasfenstern hinter mir. Ich höre Stimmen, sehe jedoch niemandem im Raum. Daraufhin erhöhe ich die Lautstärke an meinen Kopfhörern. Ich verstehe die Stimmen noch immer nicht. Ich fixiere wieder die hölzerne Tür, die vor mir liegt. Plötzlich öffnet sie sich und es treten endlich unsere beiden Hauptpersonen auf. Als erstes erscheint der beschäftigte Professor John (Andrej Kaminsky) im Raum, die stille, schüchterne Studentin Carol (Katja Sieder) folgt ihm.

Die Handlung von „Oleanna“ ist komplex und emotional aufwühlend. Carol bittet ihren Professor um ein Gespräch, da sie befürchtet die Prüfung nicht zu bestehen. Denn sie versteht weder die Vorlesung des Professors noch sein Buch. Im Verlauf des Gesprächs bietet er ihr Hilfe an. Er könne mit ihrem Schicksal und ihrer Person sympathisieren. Diese Situation ist der Ausgangspunkt eines Konfliktes, der Opfer und Täter\*in-Rollen verschwimmen lässt: Carol meldet John wegen sexistischen Verhaltens und Grenzüberschreitung in Form „pornografischer Ausdrücke“ bei der Berufungskommission an. Die Inszenierung verhandelt in drei Akten Fragen nach objektiver Wahrheit, Schuld und Gerechtigkeit.

Richtig sympathisieren will man als Zuschauerin mit keiner der beiden Figuren: Die Thematik ist vielschichtig und man kann sich von den Geschehnissen aufgrund des VR-Formats nicht wirklich distanzieren. Zudem schmerzt der enge Bund der VR-Brille und die Augen werden stark beansprucht durch das leicht unscharfe Bild, sodass die erste Pause eine kurze Erlösung ist.

Der zweite Akt spielt in einem anderen Setting: Alles ist schwarz, es gibt keinen konkreten Raum und das Zeitgefühl ist auch verschwunden. Ich sehe nur Carol und John, die sich gegenüber sitzen und ein Streitgespräch führen. Blicke ich nach vorne, sehe ich Johns Gesicht in Nahaufnahme. Blicke ich nach rechts, sehe ich eine Großaufnahme von Carol. Während ich mich mit dem Drehstuhl bewege, sind dank der 360 Grad Kamera vier Einstellungen zu sehen, die John und Carol in Groß- und Nahaufnahmen während des Gesprächs zeigen. Man befindet sich wortwörtlich zwischen den Stühlen.

Das Machtverhältnis innerhalb des Konfliktes hat sich umgekehrt und auch die Figur Carol tritt selbstbewusster auf. Kalt, rebellisch, feministisch und empathielos beschreibt sie John. Am Ende des zweiten Aktes eskaliert das Gespräch: Carol will gehen, wovon sie der verzweifelte John abzuhalten versucht. Es endet im wilden Geschrei. Pause.

Plötzlich sitze ich allein und irritiert in einem Hühnerstall. Ich bin erleichtert, als mich die Darsteller\*innen Katja und Andrej finden und mich mitnehmen in das Freilaufgehege nach draußen. Dort wird das Stück weiter fortgesetzt. Im letzten Akt fallen die Schauspieler\*innen immer wieder aus ihren Rollen und verhandeln Positionen und Sichtweisen der Figuren. Das wirkt anfangs befreiend, denn damit wird die emotional aufgeladene Situation entschärft. Zudem wird mir damit die Möglichkeit geboten, wieder in meine Perspektive der Beobachterin zu gelangen.

Das 90-minütige VR-Erlebnis ist für alle anwesenden Zuschauer\*innen physisch und mental eine anstrengende Erfahrung. Besonders überzeugt Andrej Kaminsky, der mit seiner souveränen Spielweise der Figur John eine gewisse Glaubhaftigkeit einhaucht. Die Inszenierung macht nicht nur die gegensätzlichen Positionen in Bezug auf Machtmissbrauch sichtbar, sondern veranschaulicht auch die Schwierigkeit, für eine Seite Partei zu ergreifen. Hier gibt es kein schwarz oder weiß, kein gut oder böse. Genauso wenig wie in der Realität.

Ein Erfahrungsbericht  
von Stella Bayer

## WEDER GANZ HIER NOCH GANZ DORT

Welche Rolle die familiäre Migrationsgeschichte für das eigene Leben spielt, verhandelt die Inszenierung „Herkunft“ vom Münchner Volkstheater auf der großen Bühne des ETA Hoffmann Theaters. Sie basiert auf dem gleichnamigen Roman des Autors Saša Stanišić, der darin auch autobiografisches Material verarbeitet. Sechs Darsteller\*innen zeigen dem Publikum, unter der Regie von Felix Hafner, wie wenig Herkunft mit Geografie zu tun hat.

Erinnerungen, Vergessen, Ausländerbehörde. Kühl sind die Fragen dieser Institution. Sie prasseln im Sprechchor auf uns ein: „Geboren? Bitte tabellarisch.“ Holt eine der Figuren bei ihrer Antwort weiter aus, ermahnt der Sprechchor maschinenhaft: „Bitte keine Lyrik. Bitte keine Anekdoten.“ Sind es nicht aber gerade die Details in unserem Leben, die uns zu der Person machen, die wir sind?

Sowie sein Roman, dreht sich auch die Münchner Inszenierung um die Biografie des Autors Saša Stanišić. Zu Beginn der Jugoslawienkriege floh er 1992 zusammen mit seinen Eltern aus dem Vielvölkerstaat und kam als Jugendlichen nach Heidelberg. Dort studierte er Slawistik. Sechs Schauspieler\*innen berichten aus Sašas Perspektive. Von dem alles entscheidenden Spiel des Fußballclubs Roter Stern Belgrad gegen Bayern München. Von dem Moment, als sein Vater in der sommerlichen Gartenidylle in Heidelberg die Zeitung aufschlug und vom Genozid in der Heimat las. Von der ausgelassenen Freiheit, die eine ARAL-Tankstelle den Jugendlichen aus Sašas Stadtviertel bot. Von der Wortschatzarbeit im Deutschunterricht. Und von Ausländerfeindlichkeit. Trotz der Ernsthaftigkeit der Inszenierung blitzt immer wieder Humor auf. Dies mag an der Spielweise der Darsteller\*innen liegen: als grölendes Slow Motion-Publikum im Belgrader Stadion oder als übernächte Schulklasse.

Anders verhält es sich mit Szenen, die in Sašas Geburtsort Višegrad in Bosnien und Herzego-

wina spielen. Hier geht es um seine Kindheit, die Besuche als Erwachsener oder um seine Großmutter Kristina. Jedes Detail scheint sich um die Frage zu drehen, was Herkunft ist. Der Geruch von Erde auf dem Friedhof. Der Geschmack des Wassers aus dem Brunnen, den der Großvater einst baute. Oder die Legende, er habe in den Bergen einen Bären erlegt, mit nicht einmal vier Jahren.

Von verschiedenen Schauspieler\*innen gespielt, steht Großmutter Kristina immer wieder gebückt auf einer Treppe und späht verloren ins Publikum. Aufgrund ihrer Demenz vermischen sich Erinnerung und Gegenwart. An ihr zeigt sich, wie bedeutungslos die Geografie eines Ortes eigentlich sein kann. Viel

wertvoller sind die Erinnerungen und Geschichten, die Großmutter Kristina zunehmend verliert.

Alles dreht sich um die Frage, ob Herkunft ein Konstrukt ist, ein Kostüm, das wir ewig tragen. Es wird deutlich, dass Herkunft kein „Zugehörigkeitskitsch“ ist, sondern reale Vorteile und Möglichkeiten mit sich bringt. So ist es ein Privileg, sich „geografische Wünsche“ erfüllen zu können. In seiner Inszenierung regt Felix Hafner dazu an, sich mit der eigenen Geschichte zu befassen: Woher wir kommen, welche Geschichten wir mitbringen und was sie uns bedeuten.

Eine Kritik  
von Mareike Eissing



© Gabriela Neeb



# RAUS AUS DER WELT, HIN ZU SICH SELBST?



## BOTIN DES FRIEDENS

Bei der Solidaritätsveranstaltung „Vom Krieg“ wurden zeitgenössische Texte ukrainischer Autor\*innen gelesen. Inspiriert vom Film „Nausicaä aus dem Tal der Winde“ von Hayao Miyazaki und den Arbeiten der Künstlerin Julia Tveritina verarbeitet unsere Autorin Amira Hajredini ihre Eindrücke von der Lesung in einer Illustration.

## WIR BRAUCHEN MEHR SENSIBILITÄT

Alice Hasters ist eine der wichtigsten Stimmen im deutschen Diskurs um Anti-Rassismus. Im Rahmen der Bayerischen Theatertage war sie mit einer Lesung aus ihrem Buch „Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten“ zu Gast im ETA Hoffmann Theater.

Ein Kommentar zu dem im Fränkischen Tag erschienenen Artikel „Hasters will kein M[...]Haus“.

Alice Hasters berichtet in ihrem Buch aus ihrem Alltag als Schwarze Frau. Mikroaggressionen sind allgegenwärtig, etwa wenn nicht-weiße Menschen automatisch auf Englisch angesprochen werden oder ihnen ungefragt in die Haare gefasst wird. Das alles ist rassistisch, auch wenn weiße Menschen das oft nicht hören wollen. Aber für ein gleichberechtigtes Miteinander müssen wir die eigene Komfortzone verlassen. Das bedeutet auch, eine diskriminierungssensible Sprache und Berichterstattung an den Tag legen.

Im Fränkischen Tag scheint man sich damit schwerzutun – zumindest legt das der Artikel „Hasters will kein M[...]Haus“ von Christoph Hägele nahe. Die plakative Überschrift erweckt den Eindruck, es habe sich um eine Diskussionsrunde gehandelt, die sich vor allem um eine Neubenennung des Hauses gedreht habe. Tatsächlich kam das Thema „M-Haus“ erst durch einen Zuschauer im Anschluss an die Lesung auf. Im Artikel heißt es, der Name des M-Hauses sei „in den Augen von Alice Hasters“ rassistisch. Diese Formulierung impliziert, dass Rassismus eine Befindlichkeit sei, die man unterschiedlich interpretieren könne. Aber dem ist nicht so. Die Verwendung des M-Worts hat eine lange Historie, die von der Diskriminierung Schwarzer Menschen und Kolonialismus geprägt ist. Die Verwendung des M-Worts ist also keine Frage der persönlichen Meinung von Alice Hasters.

Zudem erwähnt der Autor lobend, wie ruhig Hasters während ihres Vortrags geblieben sei. „Bei ihrem Auftritt im Bamberger Theater wurde die Autorin in keiner Sekunde laut,

schneidend oder zynisch“, heißt es. Vielleicht liege es daran, dass sie „rassistischen Stereotypen von vornherein den Boden [...] entziehen“ wolle. „Denn die wütende, unbeherrschte schwarze Frau ist ein solches rassistisches Stereotyp“, schreibt Hägele. Tatsächlich ist das rassistische Klischee einer aufbrausenden Schwarzen Frau so populär, dass es einen eigenen Namen hat: Angry Black Woman. Mit diesem Stereotyp werde Hasters oft konfrontiert, wie sie in ihrem Buch berichtet. Es Sorge dafür, dass ihre Wut und die anderer BIPOC-Frauen nicht ernstgenommen werden. Schlimmer noch, es spricht ihnen die Berechtigung ihrer Wut ab. Dabei ist Wut gerade angesichts von strukturellem Rassismus – und auch Sexismus – eine selbstverständliche Reaktion. Nie würde man weißen Cis-Männern eine Berechtigung für ihre Wut absprechen – im politischen wie im privaten Kontext.

Wir haben noch viel vor uns im Kampf für ein reflektiertes und diskriminierungsfreies Miteinander. Es kann unbequem und schmerzhaft sein, sich als weißer Mensch mit den eigenen Privilegien und den eigenen verinnerlichten rassistischen Vorurteilen auseinanderzusetzen. Aber es zu tun, so lautet Hasters Plädoyer, „macht glücklich. Und frei“.

Von Milena Behr

Anmerkung der Redaktion: BIPOC ist ein Sammelbegriff für Black, Indigenous, People/ Person of Color.

Eingesperrt von einer unsichtbaren Wand und scheinbar abgeschottet von der Außenwelt versucht sich eine Frau in ihrer neuen Realität zurechtzufinden. „Die Wand“ von Marlen Haushofer bekam durch die Pandemie eine neue Aktualität, das kleine theater Kammerspiele Landshut zeigt den Kultroman in einer Fassung von Dorothee Hartinger, inszeniert von Sven Grunert.

Ein Haus aus schwarzen Gittern inmitten der Bühne. Darin sitzt die namenlose Protagonistin (Julia Koschitz) auf einem Hocker. Den Kopf nach unten gebeugt, bekleidet mit einem Shirt und kurzer Hose. Kaum geht das Licht aus, hebt sie den Kopf und beginnt ihren Monolog. Nach einem Ausflug in die Natur steckt die Protagonistin in einer neuen, unwirklichen Welt fest. Die alte Welt, die durch die Wand sichtbar ist, scheint leblos zu sein, die Menschen erstarrt. Was ist passiert, warum ist da plötzlich diese Wand? Ist sie Ausdruck eines Unglücks, das alles zu ändern scheint? Eine kleine Kamera direkt vor ihrer Nase filmt die Protagonistin unentwegt. Die Aufzeichnungen erscheinen auf einem Fernsehgerät, links auf der Bühne. Soll das als Beweis eines Experiments dienen oder ein Zeugnis für die Nachwelt sein?

Auf einer Leinwand im Bühnenhintergrund sind Aufnahmen von Wiesengräsern zu sehen, die sich langsam im Wind bewegen und an die umherschweifenden Gedanken der Protagonistin erinnern. Nach und nach versucht sie sich in ihrer neuen Welt einzurichten. Anfangs macht ihr dieser Zustand Angst. Um

der Angst und Einsamkeit zu entfliehen, bringt sie ihre Gedanken zu Papier, verfasst Berichte. Überall verstreut liegen sie in ihrem Käfig herum. Obwohl wenig körperliche Bewegung zu sehen ist, ist der Raum wie aufgeladen. Durch ihre Körperspannung wird der innere Kampf der Protagonistin sichtbar, ja spürbar. Im Zusammenspiel mit ihrer Stimme, die mal leise und zögerlich, dann laut und energiegeladener ist, gelingt es ihr, die Spannung im Publikum während des 80-minütigen Monologs aufrechtzuerhalten.

Die angsteinflößende Präsenz der Wand ist immer spürbar. Trotzdem gelingt es der Protagonistin, sich im Alltag daran zu gewöhnen. Tiere treten in ihr Leben, erheitern und beschäftigen sie. So bleibt ihre Hoffnung, aus dieser fremden Welt befreit zu werden, erhalten. Aber auch etwas Positives scheint sie der Wand abgewinnen zu können: Sie bemerkt eine Veränderung in ihrer eigenen Wahrnehmung, spürt plötzlich ihre Umwelt. Etwas, was ihr früher verwehrt war, weil ihr Zeit und Ruhe fehlten. Sie scheint die Schönheit der Natur zu entdecken, den Geruch von Gras, das Geräusch des Regens oder das Verhalten der Tiere. Durch den sanften, fast zärtlichen Klang ihrer Stimme wird diese Veränderung hörbar. Auch die Frage nach der Zeit beginnt sie zu beschäftigen: Was tun wir, wenn wir allein sind und niemanden haben, mit dem wir uns austauschen können? Lernen wir die Welt mit anderen Augen zu ergründen? Oder haben wir das durch knapp bemessene Zeit und Reizüberflutung verlernt?

Diese Gedanken eröffnen Perspektiven, richten sich in die Zukunft. Dadurch verblasst die Angst vor der Wand und es entsteht eine neue Normalität. Langsam scheint die Anspannung von ihr zu weichen und eine Auseinandersetzung mit ihrem Innersten möglich zu sein. Doch dieser Zustand währt nicht lange, denn die reine Beschäftigung mit sich selbst, scheint ihr problematisch. Es kommt zu einem emotionalen Ausbruch und der innere Kampf geht weiter. Kaum kann sie ihre Gedanken zulassen, muss weiter und weiter schreiben. Doch für wen? Und was ist, wenn kein Blatt mehr übrig bleibt? Mit diesen Fragen nach dem Sinn werden wir in die Nacht entlassen. Es wird dunkel, Musik erklingt. Sie dreht sich um, nur noch Umrisse sind von ihr zu erkennen. Eine Abkehr vom Leben?

Sven Grunerts Inszenierung nimmt uns mit in die einsame Welt der Protagonistin und auf ihre Reise zu sich selbst. Was würden wir an ihrer Stelle tun? Transportiert die Wand die Abkehr von einer Welt, die immer unübersichtlicher zu werden scheint? Fragen, die in unserer globalisierten und schnelllebigen Welt aktueller nicht sein könnten. Oft vergessen wir bei all dem Tempo, unseren Blick aufs Wesentliche zu richten. Vielleicht kann eine Konzentration auf die Natur und das eigene Ich dabei helfen? Am Ende dieser atemlosen Reise langanhaltender Applaus und stehende Ovationen für Julia Koschitz.

Eine Kritik  
von Lisa Maßholder

### IMPRESSUM

Verantwortlich für den Inhalt:  
Junge Festivalredaktion  
(Katrin Brehm und Elisabeth Luft),  
Victoria Weich, Sonja Honold

Gestaltung:  
Designbüro Schönfelder, Essen

Druck: Druckzentrum Oberfranken

### THEATERKASSE

ETA Hoffmann Theater  
E.T.A.-Hoffmann-Platz 1  
96047 Bamberg

Das ETA Hoffmann Theater ist ein  
gemeinnütziger Regiebetrieb der  
Stadt Bamberg und wird kontinuierlich  
gefördert vom Freistaat Bayern und  
dem Bezirk Oberfranken.